

Coda: Middle Range

John von Neumann und Oskar Morgenstern (1944: 6 ff.) begannen ihre Theorie der Spiele mit dem Hinweis auf eine wissenschaftliche Haltung, die sie »standard of modesty« nannten. Sie meinten damit, dass man sich zunächst elementaren, bescheidenen Problemen widmet und daran Methoden (und man kann hinzufügen: Theorien) entwickelt, die dann auf immer mehr Bereiche ausgeweitet werden können. Die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Anfangs schließt die Universalität eines Ansatzes jedoch nicht aus, wie die Theorie der Spiele eindrucksvoll zeigt. Universalität heißt nicht, einen aristotelischen Kosmos zu entwerfen, in dem jedes Phänomen seinen angestammten Platz und seine Bestimmung findet. Gerade universalistische Ansätze müssen bescheiden anfangen, um die Beobachtung des Gegenstands nicht von vornherein auf einen bestimmten Ausschnitt limitieren zu müssen.

Der »standard of modesty« dieser Untersuchung ist die Operation der Unterscheidung, die, wie gezeigt worden ist, auf die Form der Kommunikation hinausläuft. Das führte zu dem Versuch, nicht eine bestimmte Unterscheidung, sondern erst einmal die Form der Unterscheidung selbst zum Ausgangspunkt soziologischer Theorie zu machen. Genau deshalb haben wir auf den Formbegriff gesetzt, seine Methodologie skizziert, seine Kongruenz zum Kommunikationsbegriff betont und ihn an einer Differenzierungstheorie erprobt. Ferner ist eine soziologisch interpretierte, topologische Notation (Kauffman 2005) eingeführt worden, die hochgradig verteilte, gesellschaftliche Vorgänge als nachbarschaftliche Zusammenhänge von Unterscheidungen sichtbar macht und damit auch ein anderes Verständnis von sozialen Räumen ermöglicht. Und von Nachbarschaft zu sprechen bedeutet dabei unter anderem, in Rechnung stellen zu müssen, dass Relationen unbestimmt sind und deshalb

einer fortwährenden Bestimmung durch einen Beobachter bedürfen, der selbst kommuniziert sobald beobachtet werden kann, dass (und wie) er beobachtet.

Die ganze Sache hat freilich einen Haken. Formmodelle erhöhen die Kontingenz wissenschaftlicher Beschreibungen. Sie rücken den (soziologischen) Beobachter in den Mittelpunkt, der eine Bestimmung jetzt so und nicht anders vornimmt. Man kann die Beschreibung nicht genauer machen, indem man immer mehr Variablen und Konstanten in ein Modell einführt. Man kann dadurch nur die empirische Unwahrscheinlichkeit einer Beobachtung demonstrieren und ihre Idiosynkrasie steigern. Man kann die Beschreibung auch nicht genauer machen, indem man sie durch eine Vielzahl von Beobachtern überprüfen lässt. Die Ungenauigkeit ist nicht auf Messfehler eines Beobachters zurückzuführen, sondern auf die Tatsache, dass der Beobachter ein Beobachter ist. Sie lässt sich deshalb nicht eliminieren. Die Vielzahl der Beobachter ist dennoch wichtig – aber eben nicht um die Genauigkeit der Beobachtung, der Kommunikation oder entsprechender Modelle zu erhöhen, sondern um zu einer plausiblen und andere hinreichend überzeugenden Konstruktion zu gelangen, die in der Lage ist, die Argumente und Thesen zu tragen, die damit entwickelt werden (vgl. Abbott 1984).

Eine Formtheorie ermöglicht das Bauen von präzise unsauberen, aber eben deshalb anwendbaren und, wenn man so will, falsifizierbaren Modellen sozialer Operationen. Im selben Zuge erzeugt sie eine ganze Reihe von theoretischen Folgefragen und -problemen und kann auf diese Weise den Forschungsprozess anregen. Bereits zu Beginn ist dargestellt geworden, dass Problemgenese und Modellbildung zu bestimmten, abgrenzbaren Bereichen interessanterweise zwei zentrale Eigenschaften dessen sind, was Robert K. Merton in seinem berühmten Aufsatz *theories of the middle range* genannt hat (Merton 1949a/1968). Die Formtheorie ist so eine Middle-Range-Theorie. Das mag auf den ersten Blick verwundern, denn es hat sich ein Verständnis von Mertons Vorschlag eingebürgert, das auf alles andere als diese Theorie zu passen scheint. Doch man ist Mertons konzessiven Formulierungen auf den Leim gegangen. Die für die Idee des *middle range* konstitutiven Formulierungen finden sich an anderen Stellen als denen, die für gewöhnlich zitiert werden.

Gleich zu Beginn seiner Überlegungen präsentiert Merton eine scheinbar eindeutige Definition, die jeder kennen dürfte: Theorien mittlerer Reichweite liegen zwischen den Arbeitshypothesen des Forschungsalltags und allumfassenden Bemühungen um die Entwicklung einer allgemeinen Theorie. Hat Paul Lazarsfeld diese Stelle eigentlich überlesen oder hat er sie einfach vergessen, als er Raymond Boudon in Bezug auf Mertons Idee auf den Weg gab: »an important notion, but I don't know how to define it«? (Boudon 1991: 519) Offensichtlich wusste Lazarsfeld, dass diese Definition nicht die ganze Wahrheit sein kann. Das zeigt auch die entsprechende Anschlussliteratur.¹

Die Definition, mit der Merton seine Leser zu Beginn ködert, hat nur wenig mit dem zu tun, was weiterhin in seinem Aufsatz diskutiert wird. Merton gibt darin mitunter den Hinweis, dass die Form der Theoriebildung, auf die er hinaus will, immer mit einem Begriff beginnt, der eine Anordnung theoretischer Probleme generiert und ferner eine Menge von Annahmen umfasst, mit denen dann empirische Generalisierungen erst möglich werden. Angesichts dessen ist es dann auch kaum verwunderlich, aber dennoch auffällig, dass er an mehreren Stellen hervorhebt, dass allgemeine Theorien ebenfalls als »middle range« gebaut werden können. Die Entwicklung einer allgemeinen Theorie unterscheide sich noch nicht einmal signifikant von Versuchen, Middle-Range-Theorie zu betreiben (Merton 1949a/1968: 52, Fn. 17). So ist für ihn Talcott Parsons' Handlungstheorie genauso mit dem Middle-Range-Gedanken kompatibel, wie marxistische Theorien, funktionale Analysen oder Theorien sozialer Differenzierung.² Eine Theorie müsse nur »sufficiently loose-knit and internally diversified« sein, um als *middle range* qualifiziert werden zu können (ebenda: 43). »Middle range« bezeichnet

1 Siehe für einen kleinen, zusammenfassenden Überblick über diese Literatur inklusive einer eigenen Lesart Pawson 2000.

2 Er unterläuft damit nicht nur seine eigene Definition. Auch daran anschließende Theorietylogien (zum Beispiel *model*, *middle-range theory*, *general theory*; vgl. Smelser 1994) verlieren dann ihren Sinn. Es wird überdies deutlich, dass es zwar nicht ganz falsch, aber mit Vorsicht zu genießen ist, wenn man die Gründe für den Entwurf dieser Theorieform in Mertons Unzufriedenheit mit der Fruchtlosigkeit von Parsons Systemtheorie sieht (vgl. Esser 2002).

also nicht einfach einen Typ soziologischer Theorie (etwa zwischen universell und empirisch) und bezieht sich auch nicht auf eine Eigenschaft des untersuchten Gegenstands (etwa zwischen »mikro« und »makro«). Das hat auch Merton an mehreren Stellen ausdrücklich betont (ebenda: 60, 64, 68). Aber was bezeichnet »middle range« dann?

Am Ende seines Texts führt Merton ganz unvermittelt den Begriff des Paradigmas ein, den er allerdings enger verstanden wissen will, als den entsprechenden Begriff von Thomas S. Kuhn. Er bezeichnet mit Paradigma eine Codifizierung³ der soziologischen Theorie, die fünf Funktionen erfüllt: eine notationelle (mathematische) Funktion, die Vermeidung von Ad-hoc-Hypothesen, das Zulassen mehrerer Interpretationen gleichzeitig, eine Kreuztabellierung zentraler Begriffe und eine Codifizierung, die an die logische, wenn nicht sogar empirische Strenge quantitativer Analysen heranreicht (ebenda: 69 ff.). Wenn man Mertons vorangehende Ausführungen mit dieser Form der Codifizierung soziologischer Theorie zusammenbringt, wie Merton es tut, aber nicht explizit sagt, bleibt nur der Schluss, dass das Betreiben einer Middle-Range-Theorie ein Paradigma ist; und zwar ein Paradigma, das sich dadurch auszeichnet, dass es mit einer *mittleren Anzahl von Freiheitsgraden* rechnen kann.

Der Hinweis auf diese Möglichkeit eines präzisen Rechnens mit einer mittleren Anzahl von Freiheitsgraden findet sich explizit bei Gotthard Günther. Während Magie, so Günther, mit einer maximalen Anzahl von Freiheitsgraden rechnet und deshalb beliebige Ereignisseries konstruieren kann, deren Resultate am Ende nur die Götter kennen, lässt Kausalität gar keine Freiheitsgrade beziehungsweise nur ein Minimum an Freiheitsgraden zu und kann damit Ereignisseries konstruieren, in denen die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines folgenden Ereignisses praktisch mit Gewissheit vorausgesagt werden kann (Günther 2000 [1952]: 121 ff.).⁴ Das war

-
- 3 Man denke an Batesons Begriff der Codifizierung, der damit eine Übersetzung externer in interne Ereignisse bezeichnet. Vgl. Ruesch/Bateson 1951: 168 ff.
 - 4 Norbert Elias (1970: 14 ff.) spricht in fast derselben Terminologie, allerdings ohne Verweis auf Freiheitsgrade, von magisch-mythischen Vorstellungen auf der einen und kausal-naturwissenschaftlichen Be-

dann auch der Grund für den Erfolg der Naturwissenschaften. Beides sind für Günther jedoch nur Grenzbedingungen eines allgemeineren wissenschaftlichen Unterfangens, in dem Ereignisreihen mit einer mittleren Anzahl von Freiheitsgraden genauso berechenbar sein können wie kausale Ereignisreihen.

Merton muss intuitiv gewusst haben, das kann man ihm jedenfalls unterstellen, dass die Soziologie eine Wissenschaft ist, die mit einer solchen mittleren Anzahl von Freiheitsgraden rechnet oder zumindest rechnen lernen muss. Und deswegen ist auch die übliche deutsche Übersetzung »Theorien mittlerer Reichweite« irreführend. »Theories of the Middle Range« sind vielmehr Theorien mittleren Spielraums. Das »middle range« bezieht sich auf die Anzahl der Freiheitsgrade, mit denen eine soziologische Theorie rechnen kann und Form ist ein Begriff, der gleichsam automatisch zu dieser Art des Theoretisierens mit einer mittleren Anzahl von Freiheitsgraden führt.

Luhmann wäre trotz allem vermutlich skeptisch gewesen. Hinsichtlich eines Superbegriffs der Form, der dann auch Kommunikationstheorie, Differenzierungstheorie und Evolutionstheorie umfasst, war er insgesamt dann doch eher zurückhaltend und durchaus vorsichtig. Das lag womöglich daran, dass sich mitunter nur schwer abschätzen ließ, ob noch genügend Raum für unabhängige Variation und Kombination dieser drei Theorien bleiben würde. Doch er selbst hat die Geister gerufen; und eine Platzierung des Begriffs der Form ins Zentrum der Theorie, um von dort aus ihre Kohärenz zu strukturieren, hat interessanterweise einen fast gegenteiligen Effekt als den erwarteten: die Variationsspielräume und Kombinationsmöglichkeiten dieser Einzeltheorien multiplizieren sich geradezu.

Denkt man die bei Luhmann angelegte formtheoretische Verschiebung konsequent weiter, ist ihr Preis eine weitere Abstraktion. Als Gegenleistung erhält man jedoch empirische Forschungs- und Anwendungsmöglichkeiten, vielleicht sogar praktische Ideen. Die-

griffen und Modellen auf der anderen Seite, derer sich die Soziologie meist noch bediene, die aber beide ungeeignet seien, um der Eigenart von gesellschaftlichen Figurationen gerecht zu werden. Die Soziologie müsse für ihren Gegenstandsbereich eine eigene Denk- und Sprechweise entwickeln.

se Rechnung ist nicht paradox, denn entgegen vieler rasch einrastender Vorstellungen bedeutet Abstraktion weder empirische Distanz noch Praxisferne. Abstraktion, so kann man mit Karl Marx⁵ sagen, ist das Mikroskop des Sozialwissenschaftlers, weil sie ein operatives Geschehen sichtbar machen kann, das zuallererst das erzeugt, was als Praxis vollzogen wird und sich als Empirie zu erkennen gibt.

5 Siehe sein Vorwort zur ersten Auflage des Kapitals (Marx 1867).